

VOM GEIST DES SIEBENBÜRGER DEUTSCHTUMS

VON KARL MOLTER

Ich verstehe die von den Sachsen gesprochene Mundart zwar nicht, doch habe ich Bücher zahlreicher siebenbürgisch-deutscher Schriftsteller gelesen. Als ich vor dreissig Jahren nach Siebenbürgen kam, vernahm ich zu meiner grössten Verwunderung, dass das von den gutgekleideten Bauern in Marosvásárhely gesprochene Deutsch einzelne Wörter enthielt, die an das Englische erinnerten. Wir verständigten uns in der deutschen Umgangssprache, und ich konnte mit Erstaunen feststellen, dass die Siebenbürger Sachsen unter den vom Mutterlande getrennt lebenden germanischen Völkern zu den geschultesten gehören. Auffallend war auch, mit welcher Ehrfurcht sie an den Überlieferungen festhalten — mögen sie auf dem Landstrich zwischen Beszterce (Bistritz) und Szászrégen (Sächsischreen), im Nösner-Gau den Wein von Teke (Tekendorf), oder der Küküllő entlang den von Zsidve anbauen, mögen sie in den Zünften von Segesvár (Schässburg), Medgyes (Mediasch), Szeben (Hermannstadt), oder Brassó (Kronstadt) Gewerbe treiben, oder im Burzenland Musterwirtschaften führen. Der sächsische Dorfkantor klopft mit seinem Stab und feuert seinen Chor mit folgenden Worten an: „Dieses Lied, Kinder, müssen wir besonders gut vortragen, singen es ja unsere Vorfahren seit bereits achthundert Jahren hier in Siebenbürgen.“ Eine feine Selbstironie liegt in diesen Worten, eine liebenswürdige Verspottung des sächsischen Provinzialismus kommt in dem Satz zum Ausdruck, den ich in der Novelle eines Schriftstellers — des Leiters des *Siebenbürgisch-Deutschen Tageblatt*-es gelesen haben mag.

Diese Überlieferung vom Ahnenstolz des Kapellmeisters ist jedoch keineswegs nur ein Spass, klingt doch aus ihr die Bestätigung jener im Volke verbreiteten Anschauung heraus, dass die Siebenbürger Sachsen die älteste selbstbewusste Minderheit Europas sind. Sie könnten die Gesetzgeber der auf dem Kontinent lebenden Nationalitäten sein — schrieb man nach Trianon, in den ersten Tagen der Sachsenbewunderung, als der Liberalismus diesem aus verschiedenen Beständen zusammengesetzten Volksstamm gegenüber verständnislos dastand.

Ihr Verhalten verriet deutlich, dass sie seit Jahrhunderten nur für sich lebten, dass sie sich nur Gott und der Gemeinschaft gegenüber verantwortlich fühlten, dass sie eine Volksindividualität entwickelt hatten, die in gewisser Hinsicht durchdringender und deutscher war, als die von Weimar-Deutschland, aber auch als die des einstigen Kaiserreiches. Von völkerpsychologischem Gesichtspunkt aus waren sie eigentlich niemals nur eine Minderheit, sondern stets ein Teil der im fernen Mutterlande lebenden Nation, eine Volksgruppe also, die sich aus wirtschaftlichen, politischen, gesellschaftlichen oder religiösen Gründen, vielleicht auch infolge des urdeutschen Wandertriebes, weiter im Osten niedergelassen hatte. Niemals hatte der Sachse ein Minderwertigkeitsgefühl, vielmehr war er selbstsicher und verschlossen, nach aussen abweisend, fast schroff, stets selbständig und einsam. In einer illustrierten Volkskunde nennt sie Johann Retzlaff „ein deutsches Bauernvolk“. In dieser volkstümlichen Propagandaschrift schreibt Bischof Dr. Viktor Glondys: „Nachdem der rumänische Staat sich unter dem Vorwand einer Reform des Vermögens der sächsischen Universität bemächtigt hatte, möge die Welt erfahren, dass dieses kleine, siebenbürgische Volk zur Zeit einer wirtschaftlichen Weltkrise sich selbst Steuern auferlegte, die den vom Staat geforderten Steuern gleichkamen, um dadurch das Versiegen der Quellen seines Volksbestandes zu verhindern.“ Sie wollten — so heisst es — weder zu Schweizern, noch zu Holländern werden.

Nun, selbst wenn sie ursprünglich nicht so gedacht hätten, in den letzten zwei Jahrzehnten konnte ihr nationales Empfinden nicht schwächer werden. Es ist eben keineswegs ein Zufall, dass während unter der ungarischen Herrschaft nur ihr Geschichtsschreiber Friedrich Teutsch und ihr Dichter Michael Albert in Ungarn bekannt wurden, unter den Rumänen — *crescit sub pondere palma* — eine siebenbürgisch-deutsche Literatur entstand, die im Vergleich mit der Bevölkerungszahl der Sachsen — sie zählen 230.000 Seelen — ungefähr der Bereicherung entspricht, die die siebenbürgisch-ungarische Literatur nach Trianon erfahren hat. Sie wurden, genau so, wie wir, in der Not stärker, für sie, wie für uns bedeutete die Literatur die Rettung der Nation aus letzter Not, das vereinigende Band der an Zahl immer mehr zusammenschrumpfenden Seelen. Auch sie liess die Angst ihre Kräfte bis aufs äusserste anspannen zu einer Zeit, als Deutschland selbst darniederlag, und der von der Entente unterstützte rumänische Staat das sächsische Volksvermögen völlig für sich beanspruchte. Die Agrarreform nahm ihnen die von den ungarischen Königen erhaltenen 35.000 Joch Wald, und gab ihnen dafür, — wie Dr. Orend Misch be-

merkt, — „einen Pappentiel“. Sie behielten nur einige ihrer Häuser in Szeben (Hermannstadt) und das Bruckenthal-Museum. Im Jahre 1932 starb der letzte Sachsengraf, der Verwalter ihres Volksvermögens, und die Kosten der gesamten Volksbildung fielen nun grösstenteils den über durchschnittlich sechs Joch verfügenden Kleinbauern und den in den Städten lebenden Klein- und Grossindustriellen zu. Überdies kam es zu Uneinigkeiten zwischen den alten liberalen und den neuen nationalsozialistischen Führern, so dass — wenigstens für einige Zeit — ihr von den ungarischen Königen erhaltener Wahlspruch ins Wanken geriet. „Unus sit populus“ — so hiess dieser, der alle Deutschen Siebenbürgens zusammenfasste, mochten sie in ihrer Urheimat Bajuwaren oder Franken, Schlesier, Flamen oder Sachsen gewesen sein.

Die Geschichte dieses deutschen Volkssplitters zeigt natürlich die Spuren der achthundertjährigen Lebensgemeinschaft mit den Ungarn, wie andererseits ihr deutscher Protestantismus, ihre bürgerliche Kultur, ihr uralter Hang zur Clanbildung auch das Ungartum Siebenbürgens beeinflusst haben mag. Indessen empfangen auch sie vieles von den Ungarn, — nicht nur Güter. In ihrer Kleidung, die stets der Phantasie und Gestaltungskraft eines Volkes entspringt, behielten sie mehrere ungarische Kleidungsstücke: den „dolmány“, den „bekecs“ und die Stiefel. Entledigt sich aber einer von ihnen seiner bunten und reichen Volkstracht, so legt er damit auch seine Zugehörigkeit zur Volksgemeinschaft ab und läuft Gefahr, in einem anderen siebenbürgischen Volkstum aufzugehen. Dem sächsischen Hang zur Absonderung entspricht ihre Tracht, der schwarze Samt, die von der Braut getragenen „Borten“, die „Bockelung“, das „Heftel“ und viele althergebrachten Kleidungsstücke besonderer Art, von denen manche bis in die germanische Urzeit, bis ins 5. Jahrhundert zurückreichen. Ihr ärmelloser Rock stammt aus dem 12., der Schleier aus dem 15. Jahrhundert, während sie den blauen Männerschnürrock seit der Zeit *Friedrichs des Grossen* tragen. Sehr alt sind auch ihre an den Kirchenbänken und Kirchenstühlen angebrachten Schnitzereien, ihre Kirchen- und Bauernburgen, in deren einstigen geheimen Schlupfwinkeln heute in Kisten Weizen aufbewahrt wird und aus deren Schiesscharten markierte Speckstücke hervorlugen. Auf diese Weise wurden aus den in der Ritterzeit erbauten gotischen Türmen Specktürme, wie aus dem einstigen Tataren- und Türkensturm der heutige Wirtschaftskrieg entstand.

Szeben (Hermannstadt) ist der Mittelpunkt der sächsischen Welt, der überlegene Rivale Brassós (Kronstadts). Hier war auch der Sitz der Zunftgemeinschaft, wo das Volk — die aus dem Salzkammergut und aus Steiermark eingewanderten Landler nicht ausgenommen —

am meisten nordischen Charakter aufweist, also „rauh und robust“ ist, während die weinbauenden Sachsen „weich und gefällig“, fröhlich und gemütlich sind. Der Unterschied zwischen den beiden Volksschichten mag etwa so gross sein, wie der zwischen Preussen und Bayern. Dabei gab es in diesem in den Weingegenden wohnenden Volke viele, die früher — mit den Ungarn zusammen — Leibeigene ohne ständische Vorrechte gewesen waren und erst nach langen Jahrzehnten der Freiheit die kleinbürgerliche Lebensstufe der übrigen Sachsen erreichen konnten. Inzwischen vermehrten sich an den Dorfenden die walachischen Zigeuner und die Gasse der siebenbürgischen Rumänen wurde immer länger, so dass die sächsischen Knaben und Mädchen bald gezwungen waren das alte wehrhafte Lied zu singen: „Sachs, halte Wacht“.

Der im Burzenland lebende Bauer ist „herb und herrisch“, aus seinem Charakter spricht noch die Erinnerung seiner Niederlassung in der Ritterzeit; er ist oft schroff und abweisend. Seine Tracht hat jedoch viel von ihrer ursprünglichen Eigenart verloren und auch seine Wirtschaft wurde zeitgemäss und steht im Zeichen des Traktors; Tracht und Traktor passen freilich nicht gut zueinander. Die Weinbauern des Nösner-Gaues sind die ältesten Ansiedler, die nach der Überlieferung mit der Prinzessin *Gisela* ins Land *Stephans des Heiligen* kamen und ihre Steuern in die Privatkassa der ungarischen Königin entrichten mussten. Bereits im 13. Jahrhundert kannten sie die Kachelöfen und wie die Szekler, so luden auch sie die Gäste mit dem blumengeschmückten Hochzeitsstab zur Hochzeit ein. Ihre Töchter heirateten früh und hatten sehr wenig Kinder. Unter den Bergbewohnern neigen viele zur Grübelei, und alle unterstehen den Befehlen der Gemeinschaft. Die Gemeinschaft steht über dem Individuum, doch erhält jeder Einzelne, der arbeitet, sein Brot und seinen Rang innerhalb dieser Gemeinschaft. Sie ist die Einheit, die das unsterbliche Volkstum der Einzelnen bewahrt. In dieser kommt das aus der Urheimat mitgebrachte Bildungsgut zur Geltung, aber auch die siebenbürgische Sprache, in der der Sachse singt und die Schriftsprache, die er in der Schule lernt. Selbst der akademisch gebildete Mittelstand verliert die Fühlung mit seinem Volke nicht.

Da die Sachsen niemals eine Grenzminderheit gebildet hatten, konnten sie in Ungarn, später auch in Rumänien, zu wichtigen Faktoren des Staatslebens werden. Selbst in der Armee bekleideten sie oft wichtige Posten. Ähnlich den im liberalen Rumänien von gestern lebenden Juden des Altreichs konnten auch sie als bevorzugte Minderheit ihre Ansprüche in der Grossindustrie und in dem Handel gel-

tend machen, und in demselben Masse, in dem das Ansehen Berlins zunahm, erstarkten auch ihr Einfluss und ihre Erfolge. Wir in Siebenbürgen haben ihre Eigenart gründlich kennen gelernt, die sie nicht nur von den hier lebenden anderen Völkern, sondern auch von allen anderen Deutschen unterscheidet. Dieser Unterschied ist indessen nicht etwa derselbe, der zwischen dem Szekler oder dem Palozen und dem Ungarn des Tieflandes besteht; es handelt sich vielmehr um eine ganz anders geartete Verschiedenheit, hat doch der Sachse fern vom Reiche, hier in Siebenbürgen, in der Nachbarschaft von Ungarn, später auch von Rumänen — oder mit ihnen vermischt — aus vielen deutschen Volksbeständen seine heutige Eigenart ausgebildet. Dieses Eigenartige Gepräge lässt sich überall erkennen. Ich hatte Gelegenheit, ihre Weinberge und Weinkeller zu besuchen, trank ihre schweren Weine, und sah, wie wichtig die althergebrachte Ordnung selbst bei ihren Begräbnissen ist; ich kenne ihre Schulen, Kirchenburgen und Musterwirtschaften. Im Salon ihres ersten Grossindustriellen wurde ich auf die Bilder ihrer modernsten Maler, Matthis *Teutsch* und Fritz *Kimm* aufmerksam. In Brassó (Kronstadt) lauschte ich dem Orgelspiel in der Schwarzen Kirche und dem Luthergesang der Gemeinde, bewunderte die alten, kostbaren orientalischen Teppiche und besichtigte in ihrem Museum die ewigbewegliche Fleckenbratmaschine eines Szekler Tausendkünstlers. Ich war im Tor des Ostens, das gegen den Balkan weit offen stand. Abends sprach Bischof *Glondys* kluge Begrüßungsworte, als der siebenbürgisch-ungarische Dichterkreis *Helikon* unter der Leitung *Nikolaus Bánffys* bei ihnen zu Gast war. Die Schriftsteller des *Klingsor* erwiderten diesen Besuch später in Kolozvár (Klausenburg), und die Zeitschriften *Klingsor*, *Helikon* und *Pásztortűz* („Hirtenfeuer“) gaben Tauschnummern in ungarischer und deutscher Sprache heraus.

Ich borgte mir einmal von einem sächsischen Studenten ein Kinderbuch aus; der Titel lautete: „Im Faltboot nach Turkestan.“ Mein Gott — dachte ich mir —, wie weit schweift die Phantasie dieser Kinder im Südosten! In einem Gummifaltboot machen die Jungen einen Ausflug über den Bistritz-Bach, über den Szereth, die Donau und das Schwarze Meer nach Turkestan, wobei sie fast immer bei deutschen Kolonisten Herberge finden. Ich las auch über ihren hartnäckigen Transylvanismus, und kenne die höfliche, herzliche Antwort *Alexander Reményik's* auf den Artikel *Otto Folberth's*. Dieser Artikel befasst sich mit den drei Pforten des siebenbürgischen Volkes: mit der der Szamos, die die Deutschen, mit der der Maresch, die die Ungarn und mit der des Alt, die die Rumänen mit dem übrigen Teil ihres Volkes verbindet und den Verkehr zwischen ihnen ermöglicht. Ich hörte auch

von ihrem kaisertreuen Märtyrer Stephan Ludwig *Roth*, und weiss, dass das sächsische Volk an seiner siebenbürgischen Art auch heute festhält. Allerdings konnte „die Strasse“ während der rumänischen Herrschaft lange Zeit nicht „rein dem Sturmabteilungsmann“ gehören, da die durch die Verschiedenheit der Völker bedingte Lage Siebenbürgens die nationale Begeisterung seiner Bewohner dauernd formt, auf einander abstimmt und veredelt. Die Vielstimmigkeit des Denkens ist hier vielleicht Jahrtausende alt, und seit den Reichstagen von Marosvásárhely und Torda wächst viel Geduld innerhalb der Grenzen Siebenbürgens. Der Boden und die Natur seiner Völker vernichten hier alle masslosen Leidenschaften im Keime, und selbst in den härtesten Kämpfen des Alltags wird man daran erinnert, dass dieses Land die Heimat Gabriel *Bethlens* ist.

In seinem Roman „Die Stadt im Osten“ führte Adolf *Meschendörfer* eine theoretische Debatte mit Albert *Apponyi* über den siebenbürgischen Blumengarten. Wichtiger als der Kern der Diskussion ist für uns heute die Tatsache, dass *Meschendörfer* als Lehrer einer höheren Schule mit seinem eigenen Kultusminister debattieren durfte, während er unter den Rumänen bereits schreiben musste: „bis zu den Zähnen stehen sie hier im Wasser“. An einer anderen Stelle wendet er sich dem Osten jenseits der Karpaten zu und klagt, dass viertausend Abenteurer über die Engpässe der Karpaten ins Land gekommen seien, und die Sachsen seitdem auf die Hilfe Europas warten. Der Unterschied zwischen der alten ungarischen Herrschaft und der Staatsführung der Rumänen konnte damals von deutschem Blickpunkt aus kaum treffender umschrieben werden. Auch der Schriftleiter des „*Klingsor*“, *Heinrich Zillich*, benannte seine Zeitschrift nach „*Klingsor aus Ungerland*“, nahm wiederholt gerne an den Sitzungen des „*Helikon*“ teil, und hatte nichts dagegen, dass *Desider Kosztolányi* aus seinen Gedichten ins Ungarische übertrug.

Der Nationalsozialismus entfesselte einen gewaltigen Sturm; seit dessen Verbreitung sind die drei Völker und Sprachen Siebenbürgens zunächst eine Herzensangelegenheit der älteren Generation, die die ungarische Ritterlichkeit noch gekannt hatte. Angesichts der überwältigenden Leistungen des Deutschtums von heute verhalten sich bereits alle Sachsen als Ostdeutsche; das Wesen ihres kleinen Volkstums steht mit dem Reiche in vollem seelischen Einklang, und wahrscheinlich erinnern sich nur mehr wenige unter ihnen daran, was mir in den Tagen nach dem Wiener Schiedsspruch einer von ihren Schriftstellern sagte: „Auf Wiedersehen! *Aladár Kuncz* hat Recht, Siebenbürgen ist unsere Heimat!“ Diese sonderbare Heimat, in der die Sprache oder

wenigstens die Mundart die Wasserscheide bildet, so dass sich früher die von einander entfernt lebenden Sachsen entweder in deutscher Schriftsprache oder in der Sprache der walachischen Bauern verständigten.

Immerhin bilden diese Viertelmillion Deutsche eine unteilbare Einheit. Mehr noch als in der gemeinsamen Herkunft und der gemeinsamen Sprache äussert sich ihre enge Zusammengehörigkeit in ihrer einheitlichen Haltung, im Aufbau ihrer Gesellschaftsordnung und im Wirtschaftsleben. Das Ansehen ihrer Prediger und Führer, das fast an die feudalen Zeiten erinnert, ist auch in den Jahrzehnten der Unterdrückung nicht geschwächt worden und sie finden sich in allen Lagen, denen sie als Minderheit ausgesetzt sind, zurecht. In engster Nachbarschaft mit ihnen hatten wir Ungarn oft Gelegenheit, ihre diplomatische Gewandtheit zu beobachten und von ihr zu lernen. Besonders lehrreich war es für uns zu sehen, wie sie jedem Missgeschick standhielten, wie sie klagten und verhandelten, sich nie erniedrigten und selbst in verzweifelter Lage nie die Fassung verloren. Den einander folgenden verschiedenen Regierungen gegenüber zeigten sie geschichtlichen Gleichmut; mancher Politiker der ungarischen Minderheit eignete sich ihre Methoden an, die uns in Fragen des Kirchen- und Schulwesens innere Disziplin beibrachten. Diese Politiker verstanden es jedoch leider nicht, unsere Banken nach sächsischem Beispiel zu nationalpolitischer Opferbereitschaft zu bewegen.

In den Werken der sächsischen Schriftsteller gab sich kund, dass sie ihre Nüchternheit und Unnahbarkeit durch manches persönliche Opfer, durch manchen zurückgedrängten Künstlertraum erkaufte hatten. Es muss sie viel Schweiß und Tränen gekostet haben, bis ihr Volk im Schmelzofen der Ostkarpaten, frei von jeder Schlacke, zu einer wirklichen Einheit zusammenschmolz. Nannte sie irgendeine minderheitenfeindliche Zeitung spöttelnd Ansiedler, so setzten sie sich darüber hinweg, blieben treu und berechnend und wahrten sorgsam die kulturelle Gemeinschaft mit dem grossdeutschen Mutterlande. Auch das von *Folberth* erwähnte Kolonistengefühl nahmen sie nicht ernst; seit den Arpaden sitzen sie hier fest und sicher, und nur die geistig Hervorragenden unter ihnen lassen immer wieder den heldenhaften Verzicht, das Opfer ahnen, die das Standhalten der sächsischen Minderheit erforderte. Das dem sächsischen Lokalpatriotismus entspringende wehrhafte Städtertum erinnert an die Stimmung des zünftigen Goldschmiedevorfahren in einem Gedichte Ludwig *Aprilys*. Dabei wissen es die Besten unter ihnen sehr gut, was sie dabei verlieren, wenn sie, statt von der grossdeutschen „Frankenspitze“ zur Welt zu

sprechen, sich nur im Schlupfwinkel der Sachsen, in einer Vorstadt Europas hervortun können.

Freilich ist es Provinzialismus, zu dem sich der Sachse — notgedrungen — bekennt; Heimatskultur also, lange vor *Moeller van der Bruck*. Sollte es wahr sein, dass sich Gott den Menschen nicht mehr zeigt, seitdem der Mensch zum Gott geworden ist, — nun, so hat den Sachsen wahrlich nicht der Anblick ihrer heimatlichen Götter bei der Bewahrung ihres Deutschtums geholfen. Sie haben den Schwaben den richtigen Weg einer deutschen Minderheit gewiesen und ihnen das enge Zusammengehörigkeitsgefühl mit dem Reiche beigebracht. Dabei besuchen sie Deutschland, zeigen hier ihre alten Sitten und geben ein Beispiel dafür, wie der Einzelne in der Volksgemeinschaft aufzugehen hat. Der Einzelne liebt jedoch die Provinzen weder im faustischen noch im marxistischen Sinne. Daher ragen von den Sachsen so wenig Köpfe hervor. Bei ihnen gibt es keine faustischen Streifzüge durch die metaphysischen Gefilde des Daseins, aber auch keine soziale Drohung gegen das sächsische Kapital, oder das eines anderen Volkes, las ich doch in ihren Büchern, dass sie ihre Kapitalisten „im Zaume“ halten und strengen nationalen Massnahmen unterstellen. Selbst ihre Künstler gelangen nur zu Ansehen, wenn sie im Reiche, also in der grössten deutschen Gemeinschaft anerkannt werden. Sie sind eben — ihrem ganzen Wesen nach — ein einziges Volk.

Auch ihre Heimkultur ist nach innen gekehrt und trägt ihrer Vergangenheit und den Fragen des Alltags Rechnung. Eine dem Neumythos der Szekler ähnliche Stilromantik ist bei den sächsischen Schriftstellern nicht zu finden; die einzige Ausnahme ist vielleicht der Einsiedler *Emil Witting*, der die Kritiker des Reiches mit seinem Bärenroman „*Frate Nikolae*“ überraschte, in dem er die wilde und feenhaftige Welt der Schneeberge von Fogaras und die Urformen des Daseinskampfes im Tierreich mit verwirrender, überwältigender Wortfülle schildert. Die Heldenverehrung hat erst in neuester Zeit würdige Vertreter gefunden: den Romanschriftsteller *Reimesch* und noch vor ihm den Novellisten *Zillich*. Dieser ist jedoch bereits nach Deutschland gezogen; es war der Weg seiner Entwicklung, dass er — seinen Geist immer erweiternd — aus dem Sachsen zum Grossdeutschen und schliesslich zum Europäer wurde. Noch kurz vor dem Wiener Schiedsspruch fand ein Erlebnis der sächsischen Volksgruppe literarischen Ausdruck: *Erwin Wittstock* wagte es, die bei den Sachsen durchgeführte rumänische Bodenreform darzustellen; sein Roman „*Bruder, nimm die Brüder mit*“ wurde wahrscheinlich beschlagnahmt. Dagegen haben die Sachsen keinen *Mistral* und keinen *Fritz Reuter*; nicht durch ihre

Sprache geben sie ergreifende Landschaftsdarstellungen, sondern durch ihre Gestalten. Sie sahen früh ein, dass die Mode der übertriebenen Mundart und des Provinzialismus zur Zeit des Rundfunks und der gleichgeschalteten Presse nur störend wirken kann. Dafür spiegeln ihre Charaktere Züge der einzelnen Landschaften wider. Beispiele hierfür sind der „Büffelbrunnen“ *Meschendörfers*, die Novelle „Zineborn“ von *Wittstock*, *Zilichs* „Toddergerch“ und die Erzählungen von *Capesius*. Ihre Volkskunst ist reicher als die der übrigen Südostdeutschen, aber ärmer und weniger durchdringend als die der Szekler. Auch sonst ist nicht die Kunst ihre Stärke, sondern ihr mit volkhaften Zügen durchdrungener evangelischer Glaube. Ein Volk, das eines Glaubens ist — Welch ungeheurer Vorteil im Leben einer Minderheit! Dies ist die Kraft, die sie auch in ihrer heutigen Geteiltheit in Siebenbürgen zusammenhält.

„Rütli-Ebene“ hiess nach dem Beispiel der Schweizer die Hochebene bei Nagyenyed, wo wir in der rumänischen Zeit zuerst mit den sächsischen Schriftstellern zusammenkamen. Sie waren sehr erstaunt und hüllten sich in tiefstes Schweigen, als wir, siebenbürgisch-ungarische Schriftsteller über *Desider Szabó* debattieren und die Innenpolitik Ungarns mit dem Heimweh der eben aus der Heimat Ausgestossenen bekritelten. Sie sprachen nur über Siebenbürgen, und nahmen es den Rumänen von Siebenbürgen übel, dass sie es wegen des Altreichs nicht gewagt hatten zu kommen. Die Sachsen verhielten sich ruhiger als wir — allerdings waren sie keine Grenzminorität — war ja ihre Muttersprache eine Weltsprache und ihre Weltanschauung schon seit Jahrhunderten eher eine bürgerliche als heroische, die sich den Satz des friedlichen, wohlhabenden Mannes zur Parole machte: „Den Nachbar gelten lassen“. Auch als wir in Kolozsvár (Klausenburg) „Penclub“ spielten, sprachen sie mehr von persönlicher Redlichkeit als von Freiheit oder Schriftstellerschutz. Sie beanstandeten, dass der rumänische Polizeivorstand im Altreich Mitglied des Penclubs ist — möge der Betreffende sonst ein bekannter Schriftsteller sein. Diese Sachsen bleiben eben Bürger, ja Kleinbürger — und dabei mag jede Weltanschauung auf dem Kopf stehen. Als die Batschka noch zu Südslawien gehörte, las ich, dass der ostdeutsche Schriftsteller *Josef Ponten* seinen Volksgenossen, von denen er wusste, dass sie mit schweren Sorgen zu kämpfen hatten, immer wieder Redlichkeit ans Herz legte. War es aber nicht empörend, dass während sich ringsum so viele Abenteurer bereicherten und so viele von den Machthabern unterschlugen und stahlen, uns in Rumänien von scheinheiligen englischen Christen fortwährend Ehrlichkeit gepredigt wurde? Gewiss gibt es keine bessere Devise als die

Ehrlichkeit, manchmal aber ist es schwer, ihre Entwertung zu ertragen . . .

„Siebenbürgen, Land des Segens“ heisst es in der Hymne der Sachsen, in dem Lied der Weinberge und der sanften Hügel der sächsischen Landschaften. Sie hat jedoch keinen historischen Hintergrund und drückt bei weitem nicht so viel Trauer aus, wie der „Hymnus“ *Kölcseys*. Oft stellen wir uns die Frage, ob uns wohl die Sachsen als Fremde empfanden. Ich hatte den Eindruck, dass sie uns zwar nicht besonders liebten, aber immerhin schätzten; ich fühlte, dass ihre Schriftsteller den im gemeinsamen Leid erkannten ungarischen Geist sowohl unter vier Augen, als auch in ihrer Presse hochhielten. Aus dem Zápolya-Roman Egon *Hajeks*, „Bakfark“ gewinnt man den Eindruck, dass ihnen das Zimbelspiel, das die ungarische Seele widerspiegelt, lieb ist, dass ihnen unsere heroische Unternehmungslust und unser kameradschaftlicher Geist, besonders aber die bindende Kraft des gegebenen Wortes und die werbende Macht der Redlichkeit in unserer Gesellschaft gefallen. In Fragen der Politik hielten sie sich uns zuweilen aus falsch erkannten Ursachen fern, und auch gesellschaftlich verkehrten wir nur selten, im Geistigen aber suchten sie von Anfang an unsere Freundschaft. Sie suchten nach den kulturellen Analogien in der Geschichte des sächsischen und des ungarischen Volkes und dachten einmal auch eine gemeinsame Anthologie herauszugeben. Ihren Flausen, den beim Volke beliebten Spässen haftet noch ein gewisses ungarisches Gepräge an, und auch darin erinnern sie an uns, an die gemeinsam verlebten Jahrhunderte, dass sie in gewissen Fragen keinen Scherz verstehen. „Du bist kein Sachse“ — sagt ein Bauer einem Dieb in einer sächsischen Novelle. Ihre Zurückhaltung jedem anderen Volk gegenüber ist übrigens vielleicht nicht so sehr Fremdenhass, als eine seit langem zur Gewohnheit gewordene Selbstliebe. Sie verbergen sich hinter ihrem seit altersher geübten Gleichmut, als wären sie eine Volksinsel im fremden Meere, während sie in Wirklichkeit in die Ferne getriebene Wellen des deutschen Meeres sind.

Es ist etwa zehn Jahre her, dass ich mit Sigmund *Móricz* die inmitten der sächsischen Welt erbaute Burg Keresd im Komitat Fogaras besichtigte. Bereits in Segesvár (Schässburg) seufzte der ungarische Schriftsteller: „Es ist, als ob ich durch ein Klein-Nürnberg ginge!“ Diese Fähigkeit der Sachsen, in den Fremden mitten in Siebenbürgen durch den zum Bau verwendeten Stein, den Stil, die Menschen und die in den Städten herrschende Stimmung die von ihrem deutschen Mutterlande her bekannte Atmosphäre wachzurufen, sollten wir Ungarn erlernen, ohne dabei dem Fehler einer sklavischen Nachahmung zu ver-

fallen. Gewiss findet man diesen ungarischen Charakter in den von ungarischer Mehrheit bewohnten Städten mit ungarischer Vergangenheit; Karl Kós und Virgil Bierbauer schreiben mit Recht von herrschenden ungarischen Stadttypen in Siebenbürgen. So nannte auch Ladislaus Németh Marosvásárhely nicht zufällig ein auf dem Berge erbautes Debrecen. Allerdings kann man selten eine Stadt von ähnlicher Einheitlichkeit sehen: nicht nur das volkliche Bild und das historische Gepräge der Stadt, auch die kleinsten Erzeugnisse der Bürgerseele müssen das Ergebnis ungarischer Entwicklung sein. Als meine Frau die Kleider unseres Tauschkindes aus Medgyes (Mediasch) auspackte, bemerkte sie sehr richtig, dass die sächsische Volkszugehörigkeit des Kindes selbst im Schnitt des Nachthemdes und im Schmuck des Hosen-trägers zum Ausdruck kommt. Nur wer seit achthundert Jahren fern von Deutschland lebt, und unentwegt an den einstigen Überlieferungen festhalten will, kann so ganz und durchdringend deutsch sein, dass er in manchem sogar das deutsche Mutterland übertrifft.

Am Fusse des Zinneberges in Brassó (Kronstadt) oder in Szeben (Hermannstadt) oder Neppendorf ist die Ansicht verbreitet, dass man in Siebenbürgen sächsisch zu rechnen pflegt, auf rumänische Art zufrieden und anspruchslos lebt, sich jedoch nur ungarisch gut unterhalten kann. Ernst Jekelius erwähnt, dass beim Totenmahle vieler Sachsen das ungarische Lied gesungen wurde: „Kitették a holttestet az udvarra“ („Man hat den Leichnam auf den Hof gelegt“). Auch die Sachsen geben zu, dass — wie ich es von einem klugen Rumänen gehört habe — „nicht jener der beste Rumäne ist, der in die Gärten des ungarischen und deutschen Nachbars die grössten Steine wirft“. Gegen den im Inneren Siebenbürgens geführten Kampf liess Meschendörfer, dessen besorgter Geist schon „die Vision des letzten Goten“ vor sich sah, die spielenden Kinder aufmarschieren: „Sie bauen Häuser, sie bauen an meinem Kinderland“. Dieses Bild kehrt im Leben von Volksgruppen oft wieder, auch der ungarische Bischof Johann Vásárhelyi sagte einmal in den schwersten Zeiten: „Uns mag man quälen, unsere Kinder werden dennoch singen“.

Welch buntes Treiben gibt es am Honterus-Tag, dem sächsischen Nationalfeiertag! Das Jahrhundert der Reformation wird da lebendig, das Andenken an die Altheimat; da darf jeder Sachse einen ganzen Tag ungestört und in gesteigertem Masse, in einfachen und rohen Scherzen — voll und ganz Sachse sein. Im zweiten Jahrzehnt unseres Minderheitenlebens hätten auch wir gerne wenigstens einmal im Jahre einen ähnlichen ungarischen Tag zur Erinnerung an Gabriel Bethlen oder Bolyai veranstaltet, doch wurde uns dies verwehrt.

In ihrem sonstigen Verhalten sind die Sachsen äusserst nüchtern und dulden kaum eine Abweichung von dem einmal eingeschlagenen Weg. Die expressionistischen Gedichte ihres Dichters Hermann Klöss, deren Rythmus an den der Neger erinnerte, nannte ein Kritiker einfach „Tonfall-Schwindelei“. Auch in Augenblicken seiner dichterischen Vertiefung und Selbstversunkenheit muss der sächsische Künstler vor allem Deutscher bleiben. Natürlich droht diese völkische Nüchternheit zuweilen in Phantasiearmut überzugehen, und die Begabung wird leicht zu kleinbürgerlicher Verslossenheit und Plattheit. Dies mag wohl die Ursache gewesen sein, dass mir bei der Beobachtung der Sachsen wiederholt Gottfried Kellers „Grüner Heinrich“ einfiel. Die erlebnisbedürftigen Künstler kehren oft in das Reich zurück oder suchen bei einer Leidenschaft Zuflucht. Die Nüchternheit ist gewiss nicht nur für den sächsischen Geist, sondern für jede Volksgruppe wichtig, die für ihr Dasein zu kämpfen hat; künstlerische Zielsetzungen aber gedeihen unter solchen Verhältnissen nur schwer. Dies konnte auch das Ungarum in Siebenbürgen erfahren, und auch die Gegensätze in unserer Minderheitenpolitik und unserer Literatur sind auf ähnliche Ursachen zurückzuführen.

„Sterne am Tage“ heisst ein Gedichtband *Folberths*, und diese Tagessterne leuchten über den ganzen Lebenskreis der Sachsen. Heute stehen sie ganz hoch am Himmel, und jeden Deutschen erreicht ein Strahl ihres männlichen Optimismus, ihres starken Lichtes. Von *Wittstock*, einem aufrichtigen Freunde der Ungarn, stammt die längere Novelle „Man ignoriert“, die für die 22 Jahre des Minderheitenlebens besonders kennzeichnend ist. Neben der Schilderung seiner Gefängniszeit stellt er hier die damalige Staatsmoral der Rumänen mit schonungsloser Kritik dar. „Das Lose und das Laxe“ fürchteten die sächsischen Schriftsteller zunächst und hielten es — wenn es nicht anders ging — ihrem Volke durch guten Humor fern. Ich selbst war einmal Zeuge einer Szene zwischen einem Szekler und einem Sachsen, die ich darum erzählen will, weil sie ein Beispiel dafür ist, was sich unzählige Male in Siebenbürgen abspielte.

Der sächsische Schriftsteller *Otto Folberth* kam in seinem funkelneuen grossen Auto in meinen am Berge gelegenen Meierhof. Nachmittag machte er sich in strömendem Regen auf den Heimweg und glitt mit seinem Wagen in den Strassengraben. Der Halbbauer meines Schwagers, den die ganze Gegend nur „den Szekler“ nannte, stand erwartungsvoll, die Hacke auf der Schulter, dabei. Ärgerlich rief ihm *Folberth* zu: „Bringen Sie doch sechs Ochsen her, damit wir den Wagen wieder herauskriegen!“

Der sächsische Schriftsteller war im Weltkrieg k. u. k. Offizier, sprach also gut ungarisch, so dass ihn der Szekler fragen konnte:

— Ist der Motor in Ordnung?

— Freilich, vor zwei Wochen kam ich mit ihm aus Stuttgart.

Nun kam der Szekler einige Schritte näher, und begann mit seiner Hacke im Kot herumzuwühlen. Folberth wurde zornig und rief:

— Hören Sie nicht, dass ich sechs Ochsen brauche? Das ist ein schwerer Wagen!

Gleichmütig wiederholte der Szekler seine frühere Frage:

— Wenn der Motor wirklich in Ordnung ist, dann sollten Sie mal aus dem Graben schön herauskommen!

Tatsächlich rollte der Wagen ohne jede Schwierigkeit auf die Strasse herauf.

— Sowas hab ich mein Lebtag nicht gesehen — polterte Folberth und gab dem Szekler 50 Lei Trinkgeld. Später fragte ich den Szekler, ob er wohl wisse, dass diesmal der Sachse vom Szekler gelernt hat. Ruhig antwortete dieser:

— Ich hab ihm halt den Weg gewiesen. Von den im Auto fahrenden Gästen meines Herren habe ich auf diese Weise schon recht viel Geld verdient, ob sie nun Ungarn waren oder Sachsen. Man muss nur diese kleine Furche ziehen und der Wagen fährt bereits.

Wie oft spielte sich in Siebenbürgen Ähnliches ab! Wie oft war jene kleine Furche blutig und wie oft musste der arme Szekler, der höchstens nur eine Hacke und einen Stock als Waffe besass, die übrigen Völker Siebenbürgens für geringes Trinkgeld aus der Schlappe ziehen.

Emmerich Nagy, der bedeutendste Maler Siebenbürgens und Emil Witting, der sächsische Schriftsteller sind gut befreundet und wandern zusammen über die Schneeberge. Diese Freundschaft ist symbolisch: in den niedersten Schichten des Volkes und auf den höchsten Gipfeln der Kunst gibt es keinen Gegensatz zwischen Ungarn und Sachsen. Vielleicht wird nun der gemeinsame Kampf auf Leben und Tod auch den Mittelstand beider Völker einander näher bringen.